Chronik eines unmöglichen Abschieds II

Märchenwald

Eine schwarze Katze sitzt am Rand eines nackten Feldes. Nur ein paar Steine liegen darin, als hätte ein Riese sie hinein gewürfelt. Die Katze wäscht sich mit der Pfote das Gesicht. Ich hätte gerne auch eine. Aber Mutter sagt, wir Kinder machen schon genug Dreck und Ärger. Ob ich sie streicheln darf? Ihr weiches, warmes Fell spüren. Vorsichtig nähere ich mich ihr. Sie schaut hoch.
„Ich tu dir nichts“, flüstere ich. „Versprochen.“
Sie mustert mich misstrauisch. Das ist, weil sie mich noch nicht kennt. Ich gehe in die Hocke. Augen so grün. Ich strecke die Hand aus. Die Katze schnuppert an meinen Fingern, schleckt dran. Schnurrt.
„Wenn ich gewusst hätte, dass ich dich treffe, hätte ich ein bisschen süße Sahne mitgebracht“, sage ich leise und fahre ihr zart mit dem Zeigefinger über das Köpfchen. Sie lässt es zu. Doch dann kreischt irgendwo eine Krähe, und sie erschrickt, schlüpft unter einem Zaun durch und verschwindet hinter ein paar Sträuchern. Ich stehe auf und folge Reifenspuren, die ein Trecker in den Acker gefressen hat, Richtung Wald. Die feuchte Erde klebt an meinen Schuhen und meine Schuhe in ihr. Als wollte sie mich aufhalten. Festsaugen. Kehr um, scheint sie mit jedem schmatzenden Schritt zu sagen, sonst kriegst du den Arsch voll! Mir doch egal. Und ich kann auch nichts dafür, dass der Krug vom Tisch gekippt und in tausend bunte Splitter zersprungen ist. Ich bin nämlich gar nicht hingekommen, höchstens vielleicht ein ganz kleines Bisschen mit dem Schulranzen ans Stuhlbein gestoßen. Mehr nicht. Ich schwör‘s. Der Schreck macht mich ganz starr, und in meinem Hals ist ein Brennen. Wie soll ich das nur wiedergutmachen? Da habe ich eine Idee: Ich werde die Scherben aufsammeln und ein Mosaik draus machen. Dann ist der Krug nicht kaputt. Er kriegt nur eine andere Form.
„Das war ein Erbstück“, sagt da die Mutter hinter mir. Ihre Stimme ist so eisig wie die der Schneekönigin. Ich zucke zusammen, lasse die Bruchstücke fallen.
„Immer machst du kaputt, was mir das Liebste ist! Hau ab! Ich will dich nicht mehr sehen.“
Sie nimmt Kehrbesen und Schaufel. Ich warte noch ein wenig, den Rücken eng an die Wand gepresst, um: ‚Entschuldigung‘ zu sagen, aber sie tut, als gäbe es mich nicht. Da schleiche ich hinaus.
Saatkrähen hocken auf dem Feld und picken darin herum. Das Gehen ist mühsam. Die

Schuhe werden mit jedem Schritt schwerer. Endlich ist das Feld vorbei, und ich bin im Wald. Unsichtbar. Ich atme auf. Der Boden unter mir ist weich, duftet nach feuchter Erde, vermodernden Blättern und jungem Moos. Mit einem Stock kratze ich die Erdbrocken von den Schuhen. Viel besser. Da vorne ist ein schmaler Pfad. Er führt tiefer in den Wald. Hinter den noch kahlen Bäumen glüht rot die Sonne. Es sieht schön aus. Und ein wenig gefährlich. Als brenne ein riesiges Feuer hinter dem Wald. Ich schaue auf die Uhr an meinem Handgelenk. Die Zeiger drehen sich um eine lila Eule. Kurz vor sechs. Abendessenszeit. Da muss ich zu Hause sein. Aller-aller-spätestens. Was ich zwischen Hausaufgaben und Abendessen draußen anstelle, kümmert niemanden. Ich bin schon von Bäumen gestürzt und in den Fluss gefallen. Einmal hat uns ein verrückter Lehrer mit dem Moped verfolgt, nur, weil wir ein paar Zwetschgen aus seinem Garten geklaut haben. Aber das ist okay, solange ich rechtzeitig neben meinen kleinen Schwestern am Tisch sitze. Hungrig von all den heimlichen Abenteuern.

„Tu nicht so viel Butter aufs Brot“, sagt Mutter. „Du siehst schon aus wie Trine.“

Die dicke Trine geht in meine Klasse, hat ein bleiches Mondgesicht und alles an ihr ist irgendwie weich und aufgequollen. Sie kann nicht schnell rennen und rechnen auch nicht. Ich kann beides richtig gut. Unter Mutters strengem Blick kratze ich die Butter von meinem Brot. Jetzt schmeckt es nicht mehr. Ich bin froh, wenn Vater die Pausenbrote schmiert, dann ist ordentlich Butter und Streichwurst zwischen den Vollkornbrotscheiben. Bei Mutter fast nichts. Das Brot ist dann so trocken, dass man es kaum runter kriegt, denn zu trinken habe ich nichts. Mutter will nicht, dass ich die süße Erdbeermilch trinke, die in der Schulpause verteilt wird. Und H-Milch ohne Geschmack mag ich nicht. Im Notfall muss ich an den dreckigen Hahn in der Mädchentoilette gehen und den Mund unter den kalten Strahl halten. Aber das mache ich fast nie. Ich muss ohnehin zu oft pinkeln. Wie meine Patentante. Sie hat eine nervöse Blase. Bestimmt habe ich die auch. Manchmal produziert sie so viel Wasser, dass ich gar nicht weiß, woher es kommt. Das Pipi ist dann durchsichtig. Kein bisschen gelb. Einmal musste ich mich, als wir in einem Stau waren, zwischen die Autos hocken. Vor allen Leuten und den bösen Blicken des Vaters. Fertig machen ließ er mich auch nicht, weil das Auto vor uns ein Stückchen weiterfuhr. Ich hielt gerade so aus bis zum nächsten Rastplatz. Seitdem trinke ich schon Stunden vor Autofahrten nichts mehr. Aber auch das hilft nicht immer. Ich habe immer Angst, dass es wieder passiert, und Vater wütend wird und sich für mich schämen muss. Ich würde meine Tante gern fragen, ob es ihr genauso geht, aber ich traue mich nicht. Sie ist schnell beleidigt. Besonders mit mir. Meist weiß ich nicht warum. Wahrscheinlich muss ich selbst drauf kommen, was ich falsch gemacht habe, sonst gilt es

nicht.
Ich stolpere über einen Ast. Falle hin. Auf meinen Knien breiten sich nasse, kalte Flecken aus. Ich spüre, wie sich die Härchen auf meinen Armen aufstellen. Mir wird kalt. Ich hätte die dickere Jacke anziehen sollen, denke ich, und putze die erdigen Hände am Hosenboden ab. Andere Kinder kriegen geschimpft, wenn sie sich dreckig machen. Ich nicht. Draußen darf ich machen, was ich will. Ich bin gerne draußen. Im Wald. Aber langsam wird er mir unheimlich. Es ist so dunkel, dass ich kaum mehr den Pfad vor mir sehe. Außerdem tun mir die Beine weh. Ich will mich hinsetzen. Ausruhen. Bloß wo? Plötzlich fällt mir ein, dass ich nicht Auf-Wiedersehen gesagt habe. Oma meint: Wer nicht Auf-Wiedersehen sagt, den sieht man nicht wieder. Mein Herz schlägt bis zum Hals. An Oma hab ich gar nicht gedacht. Sie ist lieb. Spielt mit uns Mensch-Ärgere-Dich-Nicht und schmeißt die Würfel in die Ecke, wenn sie verliert. Wenn Mutter nicht da ist, steckt sie uns heimlich Kleingeld zu. Für Schokolade. Ich wische mit dem Handrücken über die Augen. Reiß dich zusammen!
Hau ab, hat Mutter gesagt. Genau das werde ich tun. Das hat sie jetzt davon. Soll sie sich ruhig Sorgen machen. Nur – macht sie das überhaupt? Oder ist sie froh, dass sie mich los ist? Ein dicker Baumstamm liegt quer über dem Pfad. Ich setze mich rittlings darauf und strecke die Beine aus. Mein Magen knurrt. Wenn Oma mit uns auf den Spielplatz geht, hat sie Saft und Kekse dabei. Leider ist das nicht oft. Vielleicht finde ich ein Lebkuchenhäuschen, mit einem Dach aus rotem Zuckerguss. Der Wald ist jetzt nur noch grau und schwarz. Schwarz dort, wo die Bäume stehen, grau, wo noch ein bisschen Restlicht in den Zwischenräumen schwebt. Bald wird alles nur noch kalt und schwarz sein. Meine Rache fühlt sich plötzlich gar nicht mehr so gut an. Was mag sich in all dem Dunkel verbergen? Ein Wolf? Gibt es die auch in meinem Wald? Angeblich fallen sie ja nur Schafe an. Ich beruhige mich ein bisschen, bis mir die dicken schwarzen Baumspinnen einfallen, die im Winter in den Keller kommen. In den Zweigen und Ästen wimmelt es bestimmt von denen und auch von anderen Krabbeltieren, die unter meine Kleidung kriechen, wenn ich nicht aufpasse. Ich springe auf. Überall raschelt und knistert es. Ich fange an zu zittern. Doch lieber nach Hause gehen? Mich vom Vater ausschimpfen lassen. Das Schweigen der Mutter ertragen. Wie lange wird sie mich aus dem Zimmer verbannen, während sie meinen Schwestern eine Gute-Nacht-Geschichte vorliest? Wie lange ohne ein Wort ins Bett schicken? Einen Tag? Eine Woche? Ich ziehe den Rotz hoch. Schaue mich um. Da ist so viel Unsichtbares hinter der Finsternis. Gerade war mein Wald noch ein gutes Versteck. Jetzt ist er zu einem gruseligen Ort geworden, in dem es von Spinnen, Wölfen und Hexen nur so wimmelt.
Mein Po ist nass wegen dem Baumstamm. Die Kälte kriecht meinen Rücken hinauf bis zum

Nacken. Ich weiß nicht mehr, aus welcher Richtung ich gekommen bin. Die Dunkelheit ist überall gleich undurchdringlich. Ich drehe mich einmal um mich selbst. Das macht es noch schlimmer. Mein Hals ist so eng, es ist, als säße eine Kröte drin. Sie schnürt mir die Kehle ab. Ich kann nicht mehr atmen! Da kommt der Mond hinter einer Wolke hervor. Er ist voll und hell. Ich sauge Luft in meine Lungen. Stoße sie aus. Ich gehe auf ihn zu. Der Mond wird mich nach Hause bringen, denke ich. Oder an einen anderen, besseren Ort. Wo es heiße Schokolade gibt und frisches, noch warmes Brot mit viel Butter und einer Prise Salz. Spucke sammelt sich in meinem Mund. Fast kann ich die Süße der Schokolade schmecken. Das Brot aber rief: *Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken.* Bei Frau Holle würde ich gerne wohnen, selbst wenn ich dafür in einen Brunnen springen muss. Die sagt einem genau, was man zu tun hat, damit sie zufrieden ist und einen gern hat. Man hat es selbst in der Hand, ob man sie enttäuscht oder nicht. Bei Mutter ist das schwer. Dieselben Dinge machen sie einmal wütend, einmal traurig, ein anderes Mal sind sie ihr gleichgültig. Ich habe mir angewöhnt zu lauschen. In sie hineinzuhorchen, um herauszufinden, wie ich heute sein muss, damit sie mich mag. Es ist schwer. Ich mache viele Fehler.

Dort, wo einmal der Pfad mal war, ist jetzt nur noch Wald. Zweige zerkratzen mir Hände und Gesicht. Aber das macht mir nichts aus. Der Mond scheint ganz allein für mich, er meint es gut mit mir. Ich muss nur ganz fest dran glauben. Die Kälte hat sich eingenistet, ist in jeden Knochen gekrochen. Alles in mir scheint zu beben. Trotzdem bin ich zuversichtlich. Ich bin in die weite Welt gezogen, um mein Glück zu suchen. Selbst wenn ich es mit Hexen und Riesen aufnehmen muss, ich werde es finden. Dumm, dass ich die Älteste von drei Schwestern bin. Den Prinzen bekommen am Ende immer die Jüngsten. Das ist so unfair. Wieso soll meine verzogene jüngste Schwester auch noch den Prinz bekommen, wo sie eh alles kriegt, wenn sie nur lang genug heult? Aber wer weiß, vielleicht kann es ja auch mal umgekehrt sein? Ich frage mich, wie so ein Prinz wohl aussieht. Woran man ihn erkennt. Denn sicher sehen die Prinzen jetzt anders aus als die in den Märchenbüchern.

Doch eigentlich will ich gar keinen Prinz.

Lieber stelle ich mir vor, wie es wäre, adoptiert zu werden. Von jemandem, der ist wie Miras Mama. Sie fragt immer, wie es mir geht, und sieht mir in die Augen, so, als würde es sie wirklich interessieren. Mira und ich hören *Das Dschungelbuch* von Kassette, rauf und runter, und spielen mit Barbies. Ich habe keine Barbie. Mutter sagt, die sind frauenfeindlich. Miras Mama ist wie ein warmer Kachelofen im Hintergrund. Immer da, wenn wir was brauchen. Ich werde immer langsamer. Die Kälte macht mich müde. Saugt die Kraft aus mir heraus. Meine

Beine werden schwerer und schwerer. Ich stolpere mehr als ich laufe. Meine Knie sind wie Stöcke, hart und steif, wollen sich nicht mehr richtig beugen. Als ich das nächste Mal hinfalle, bleibe ich einfach liegen. Die Katze von vorhin schmiegt sich an mich. Schnurrt. Gleich wird mir wärmer. Nur eine Minute ausruhen, denke ich, dann gehe ich weiter. Bis ich zu dem Häuschen komme, das aus Brot gebaut ist und mit Kuchen bedeckt. Ich drehe mich auf den Rücken. Über mir ist der Mond. Er lächelt mir zu. Aus dem Haus guckt eine alte Frau. Ich brauche keine Angst vor ihr und ihren großen Zähnen zu haben, ich muss nur achtgeben, dass ich ihr Bett gut mache und es fleißig ausschüttle. Ich schließe die Augen. Als ich sie wieder öffne, haben sich weiße Schleier vor den Mond geschoben. Er ist blass, als hätte jemand einen dünnen Vorhang vor ihn gezogen. Ein paar Schneeflocken tanzen über mir. Oder sind es Sterne. Fallende Engel. Die Katze wird zur Nebelkrähe. Sie fängt an zu singen. Ganz leise, betörend, vertraut. *Hör auf mich, glaube mir. Augen zu, vertraue mir. Schlafe sanft. Süß und fein. Will dein Schutzengel sein. Sink nur in tiefen Schlummer, schwebe dahin im Traum. Langsam umgibt dich Vergessen, doch das merkst du kaum. Hör auf mich und glaube mir. Augen zu, vertraue mir.* Ich muss die Scherben aufsammeln, denke ich. Sonst wird nichts aus dem Mosaik. Die Blauen werden der Himmel. Die Dunklen außen, die Weißen Blumen aus Schnee, der jetzt dichter fällt, als wolle er mich begraben. Die Augen fallen mir zu.

Als ich erwache, liege ich in einem sehr weißen Bett, in einem sehr weißen Zimmer. Die Helligkeit blendet. Ich mache die Augen zu. Als ich sie wieder öffne, haben sich meine Augen an das Licht gewöhnt. Das Zimmer ist leer bis auf eine Art Nachttisch und ein Waschbecken neben der Tür. Darunter steht eine Metallschüssel mit Deckel. Ich richte mich auf, schwinge die Beine aus dem Bett. Meine Füße sind nackt, und ich habe nichts an als ein weißes Kittelkleid. Vorsichtig stelle ich die Füße auf den Boden. Meine Beine sind ein wenig wackelig, aber sie tragen mich. Ich hole die Schüssel und stelle sie hinter mein Bett. Hoffe, dass nicht gerade jetzt jemand reinkommt. Ich habe Glück. Ich leere das Pipi ins Waschbecken, wasche die Schüssel aus. Dann lege ich mich ins Bett zurück.
Vor dem einzigen Fenster ist nur Himmel. Bis sich die Nebelkrähe auf dem Fensterbrett niederlässt. Ihr Lied singt. *Hör auf mich, glaube mir. Augen zu, vertraue mir.* Woher kenne ich die Melodie? Nach einer Weile kommt eine steinalte Frau und stellt eine Schüssel süßen Brei und eine Tasse Hagebuttentee auf das Tischchen neben meinem Bett. Ihr Gesicht besteht nur aus Falten und sie stützt sich auf einen knorrigen Holzstock.
„Wo bin ich?“, frage ich schüchtern.

„Im Wald“, sagt sie und verschwindet ohne ein weiteres Wort. Das Tock-Tock-Tock des Stocks entfernt sich. Die Hexe, denke ich. Sie hat Hänsels Stall in ein weißes Zimmer verwandelt, um mich zu täuschen. Ich muss aufpassen. Auf der Hut sein. Immer. Am besten ich stelle mich dumm. Damit sie nicht merkt, dass ich ihr auf die Schliche gekommen bin. Der Brei duftet verführerisch. Doch natürlich werde ich ihn nicht anrühren, denn er macht mich fett. Und bin ich erst fett, wird die Hexe mich kochen und essen. Ich muss hier raus, bevor sie wiederkommt. Ich stehe auf und schleiche zur Tür. Sie ist abgeschlossen. Mich friert schon wieder. Die Nacht über mir ist undurchdringlich. Schneefedern fallen auf mich nieder. Ich muss aufstehen. Die Scherben aus dem Mülleimer klauben und das Mosaik beginnen. Es wird schön werden. Ein Mandala. Bunt und glitzernd.

Später sitzt neben mir ein Mann in einem Arztkittel. Er ist ziemlich klein und hat halblange graue Haare.
„Guten Tag“, sagt er. „Mein Name ist Dr. Kaugh.“
„Wie die Schlange?“, frage ich.
„Was für eine Schlange?“
Seine eisblauen Augen blitzen neugierig.
„Kaa, die Schlange. Wenn man ihr in die Augen schaut, verliert man den Verstand. Weiß nicht mehr, wo und wer man ist.“
„Hm“, macht der Mann. „Wer ist denn in Ihrem Leben diese Schlange?“
Ich verstehe nicht, was er meint. Und wieso sagt er ‚Sie‘ zu mir, als wäre ich schon groß?
„Gibt es in Ihrem Leben jemanden, der sich Ihnen gegenüber wie diese Schlange verhält?“
Jetzt kapiere ich.
„Ach. Sie meinen Mutter“, sage ich.
„Möchten Sie mir von ihr erzählen? Was für ein Mensch ist sie?“
Ich überlege. Ich kenne den Mann doch gar nicht. Unsere Familie geht niemanden etwas an, das weiß ich, ohne dass man es mir beibringen musste. Im Verschweigen sind wir stark. Vereint. Der Mann sieht mich mit einem Blick an, der alles wissen, durchdringen will. Der etwas in mir finden will, das ich selbst noch nicht gefunden habe.
„Sie ist böse geworden“, antworte ich. „Wegen dem Krug. Dabei wollte ich ihn zu einem Mosaik zusammensetzen. Neu erschaffen.“
„Das verstehe ich noch nicht so ganz. Was hat es mit diesem Krug auf sich, dem Mosaik?“
Ich seufze. Niemand versteht. Auch dieser Mann nicht, der mit seiner sanften, weiblichen Stimme gut so tun kann, als ob. Aber es scheint ihn zu interessieren, also erzähle ich ihm von

dem Krug. Nach einer Weile merke ich, dass er einen seltsamen Geruch ausströmt. Unangenehm. Ich komme nicht darauf, wonach. Ich hab so etwas noch nie gerochen. Ich verliere den Faden. Ein Schweigen entsteht, in dem der Geruch sich verdoppelt. Eine leichte Übelkeit keimt in meinem Magen, schwappt die Speiseröhre hinauf. Ich schlucke dagegen an.
„Sie waren bei dem Mosaik“, hilft er mir auf die Sprünge.
„Es ist nie fertig geworden.“
Er wartet. Schweigt. Ich spüre die Erwartung auf mir lasten. Mir wird schwindelig. Der Mann ist vielleicht doch nicht so harmlos, wie er tut. Mit seinem weichen Gesicht, dem weißen unordentlichen Haar, das ihm bis auf die Schultern fällt. Im Fernsehen habe ich mal einen Dirigenten gesehen. Der sah so ähnlich aus.
Ich setze mich auf, schlage die Bettdecke von meinen nackten Beinen. Ich kann hier nicht bleiben.
Er macht eine besänftigende Geste.
„Ganz ruhig. Was wühlt Sie denn gerade so auf?“
„Ich muss die Scherben finden, zusammensetzen. Es soll ein Mandala-Mosaik werden, aus vielen winzigen Bruchstücken. So wie ich. Aber Mutter hat die Scherben weg gekehrt. Jetzt kann ich nicht anfangen damit ...“
„Was hat Sie dazu veranlasst, ein solch unmögliches Unterfangen auf sich zu nehmen?“
Ich zucke die Schultern.
„Ich wollte, dass sie mich wieder mag. Dass sie sieht, dass ich es wiedergutmachen kann.“
„So sehr hat sie Ihnen übel genommen, dass Sie versehentlich den Krug kaputt gemacht haben, dass Sie dachten, Ihre Mutter liebt Sie nicht mehr?“
Ich sehe ihn an. Ein wenig versteht er wohl doch.
„Es war ein ganz besonderer Krug. Und nicht nur der Krug“, sage ich leise, fast flüsternd.
„Sondern?“
Auch er hat seine Stimme gesenkt. Doch ich finde keine Antwort. Keine Worte.
Hör auf mich. Glaube mir. Augen zu. Vertraue mir.
Ich schließe die Augen. Der Gesang lullt mich ein. Ich fühle, wie mir warm wird. So warm, dass ich Angst habe, zu zerfließen. Ich reiße die Augen auf. Aus Weiß wird Schwarz. Aus Tag wird Nacht. Das Bett aus Moos, auf dem ich liege, ist kalt. Nass. Ich zittere am ganzen Körper. Über mir die Sterne. Sie blinzeln mir zu.
„Fürchte dich nicht“, flüstern sie. „Bleib bei uns, dann wird es dir gut ergehen. Dein Bettlein ist weiß gedeckt. Wir sorgen für dich. Niemand ist böse mit dir. Alle verstehen dich. Alle sehen dich.“

Das klingt schön. In dem weißen Zimmer ist es ja auch viel wärmer. Aber ich vermisse das Stoffschweinchen, das mir Oma geschenkt hat, als ich noch ganz klein war. Es ist nicht mehr sauber rosa wie am Anfang und schon ziemlich zerknautscht, weil es ganz fest an meinem Bauch gedrückt, schläft. Jede Nacht. Und meine Märchenbücher. In denen geht immer alles gut aus. Das ist tröstlich, doch irgendwas in mir beharrt darauf, dass das nicht stimmt. Nicht stimmen kann. Denn wenn ich nicht aufstehe und in das weiße Zimmer zurückkehre, werde ich Teil des Waldes werden. Wurzeln werden aus meinen Rücken in den Boden wachsen. Niemand wird mich erkennen, denn ich bin Moos, und Strauch und Baum. Im Herbst trage ich Hagebutten und ein Mädchen wird kommen und sie pflücken. Einen ganzen Korb voll, und seine Mutter wird Marmelade daraus kochen. Und dann wird sie Pfannkuchen backen und die Kinder werden um den Tisch sitzen und die frische Marmelade auf ihre Pfannkuchen tun. Dazu gibt es frische Milch, Äpfel und Nüsse.

„Wo sind Sie denn gerade?“, unterbricht Dr. Kaa meine Gedanken. Er sitzt immer noch oder wieder an meinem Bett.

„Sind Sie ein Arzt?“, frage ich zurück.

„Ja.“

„Heißt das, ich bin krank?“

„Sie sind weit zurückgefallen“, sagt er. „Tief in die Vergangenheit hinein.“

Ich kapiere nicht. Ist jetzt nicht jetzt?

Er fängt an, mir meine Krankheit zu erklären. Mit vielen Wörtern, die ich noch nie gehört habe. Aber ich spüre, dass er die Wahrheit hinter seinen schwierigen Wörtern vergessen hat. Dass er ein Blinder ist. In einem Labyrinth. Oder ist es genau umgekehrt? Ich bin diejenige, deren Augen trüb geworden sind. Die sich hoffnungslos verirrt hat, und jetzt im Wald liegt. Mit Wurzeln im Rücken und an den Armen und Beinen, die sich unmerklich in den Waldboden bohren. Mit ihm verschmelzen.

Ich blinzle. Ich bin allein in dem weißen Zimmer. Es ist weder dunkel noch hell. Sondern sonderbar schwammig. Dämmrig. Nebel kriecht durch die Ritzen unter dem Fenster. Ich muss mal, kann aber den blauen Pipitopf nicht finden. Mutter stellt ihn sonst immer mitten ins Kinderzimmer, bevor sie Suni und mich einschließt, damit wir nachts nicht aus dem Zimmer wandern und die Eltern wecken, wegen Alpträumen, Bauchzwicken oder der Klospülung. In meiner Not hocke ich mich hinter einen Tannenbaum. Die Nebelkrähe sitzt neben mir. Ihre schwarzen Knopfaugen beobachten mich. Niemals mehr, scheint sie zu sagen, niemals mehr wirst du nach Hause zurückkehren. Du wirst im Wald bleiben bei den wilden Beeren, den Sträuchern, dem Wolf. Erst wird er deine Großmutter fressen und dann dich.

Und kein Jäger wird kommen, um ihm mit der Schere den Bauch aufzuschneiden und euch herauszuholen. Nie mehr wirst du mit der Großmutter Kuchen essen und Wein trinken.
Warum sagst du so was?, frage ich die Krähe, aber sie flattert auf, streicht mir mit ihren Flügelfedern über die Wange, küsst mich Gut-Nacht. *Schlafe sanft. Süß und fein.*
Hinter dem Fenster lauert die Nacht. Die Tür knarrt und die Hexe kommt herein.
Tock-Tock-Tock macht ihr Stock.
„Du hast deinen Brei nicht gegessen", rügt sie und lehnt ihre Krücke gegen den Nachttisch.
„Hat er dir nicht gemundet?"
Nur nichts Falsches sagen, denke ich.
„Ich hatte keinen Hunger."
Das ist gelogen und die Hexe weiß das so gut wie ich.
„Ich hab ihn extra so gemacht, wie du ihn magst. Grießbrei. Mit viel Zimt und Zucker. Es ist nicht nett, ihn einfach stehen und schlecht werden zu lassen."
Ich habe sie gekränkt. Sie versucht gar nicht, es zu verbergen. Ich soll spüren, dass ich ein böses Kind bin. All ihr Gutes ins Schlechte verwandle. Aber wie kann ich tun, was sie verlangt? Wo ich doch weiß, dass sie mich damit verführen will zu essen. Damit ich fett werde. Ich betrachte meine Finger. Sie sehen aus wie Knöchlein. Das ist gut.

„Was, um Himmels Willen, machen Sie denn da in der Ecke?", fragt ein Mann im weißen Kittel.
Ich sehe zu ihm auf. Das Deckenlicht blendet. Dann an mir hinunter. Das gelbe Bächlein endet vor seinen Schuhen. Ich verstehe nicht. Wie konnte das passieren? Ich bin doch im Wald.
„Warten Sie. Ich werde die Schwester rufen."
Er geht. Ich schaue mich um. Er lügt. Suni ist nicht da. Sie schläft sonst immer mit in meinem Zimmer. Das ist die Strafe. Für den zerbrochenen Krug. Suni darf zu Baby-Nora umziehen – weil, sie hat ja nichts gemacht.
Zwei kräftige Frauen in hellgrünen Kitteln kommen und heben mich auf. Ziehen mich um. Sie reden in einer Sprache, die ich nicht verstehe.
„Du klingelst, wenn du müssen", rügt die eine. Dann deckt sie mich zu. Das Deckenlicht geht aus. Nebel hat sich im Zimmer ausgebreitet. Die Krähe hat ihn gebracht.
Ich will nach Hause, erkläre ich ihr. Kannst du mich bitte nach Hause bringen?
Tut mir leid. Du hast kein Zuhause mehr.
Was? Wieso? Das kann nicht sein!

Komm, ich zeig‘s dir. Setz dich auf meinen Rücken.
Wir fliegen durch den Nebel. Er ist so dicht, es ist als flögen wir durch Watte. Ich kann den Boden unter uns kaum erkennen. Nur ein paar schwarze Löcher. Krater, die immer größer werden. Die Krähe setzt mich ab und ich verstehe, was sie meint. Die hohe Hecke vor dem Haus ist abgesägt und es steht einsam inmitten von Baustellenschutt. Armselig sieht es aus und kleiner als ich dachte. Die Terrassentür steht offen und jemand trägt eine Couch hinaus, dann den Stuhl auf dem – immer gesessen hat.
Das Haus ist fast leer, sagt die Hexe. Nicht einmal ich wohne noch dort.
Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr.

„Du müssen essen“, sagt ein hellgrüner Kittel. „Schon ganz schwach. Nur Knochen.“
Du kriegst mich nicht, du kriegst mich nicht!, denke ich und muss lachen.
Ich warte, bis sie weg ist. Dann hocke ich mich wieder hinter den Tannenbaum. Erleichtert lege ich mich ins Moos, aber meine Füße wollen nicht stillhalten, also stehe ich wieder auf. Mutter hat vergessen, die Tür abzuschließen und ich laufe hinaus in den weißen Gang. Alles sieht so anders aus. Ungewohnt. Die Möbel sind fort. Ich kenne mich nicht mehr aus. Ich will hinaus. Draußen ist alles besser. Da ist niemand, der mich schimpft. Mir sagt, wie ich sein soll. Draußen bin ich Ich. Die schwarze Katze leckt sich die Pfote, dann übers Ohr. Als sie mich bemerkt, streckt sie sich und läuft weg. Ich hinterher. Sie wird wissen, wo Draußen ist. Die Freiheit. Doch die Welt bröckelt. Erst waren es nur die Ränder. Jetzt ist die Zerstörung in der Mitte angekommen. Draußen scheint fahl der Mond. Ich recke ihm mein Gesicht entgegen, bis die hellgrünen Kittel kommen. Mich nach drinnen zerren. Ich wehre mich. Die Kittel zetern.
„Du nicht weglaufen, verstanden! Gefährlich!“

„Wie heißt du denn, kleines Mädchen?“
Die Hexe lächelt mich an, aber ich weiß, ich darf ihr nicht trauen.
„Kira“, murmle ich. „Eigentlich Katharina, aber das sagt niemand zu mir. Außer, ich war böse.“
„Sind Sie oft böse?“
Wer spricht? Die Hexe? Oder der Kittel?
„Ja. Irgendwie kann ich nicht anders. Ich glaube, ich wurde so geboren.“
„Niemand wird böse geboren. Wer hat Ihnen das eingeredet?“
Jetzt bin ich fast sicher. Es ist der -

„Ich weiß nicht?“

„Versuchen Sie sich zu erinnern. Es ist wichtig.“

Ich sehe ihn fragend an. Täusche ich mich oder ist er älter geworden? Haben sich Falten über Nacht in sein Gesicht gewebt?

„Und wie?“, frage ich.

„Erzählen Sie einfach, was Ihnen gerade so in den Sinn kommt.“

Mein Hirn ist so leer wie das Haus. Überall Löcher. Tiefe Krater. Ich falle hinein und nicht wieder hinaus.

„Kira.“

Eine Stimme von weither. Eine alte Frau sitzt an meinem Bett. Sie trägt die grauen Haare kurz. Wen meint sie?

„Warum isst sie nicht? Ich habe extra Brei für sie gekocht, so wie Sie es mir gesagt haben.“

„Viele unserer Patienten denken, wir wollen sie vergiften“, sagt der Mann im weißen Kittel.

„Aber ich bin ihre Mutter. Ich vergifte wohl kaum mein eigenes Kind.“

„Nehmen Sie es nicht persönlich. Sie erkennt sie vermutlich nicht mehr.“

„Und das soll mich trösten?“

Der Kittel seufzt.

„Überhaupt: Warum tun Sie denn nichts? Legen Sie ihr eine Magensonde. Irgendwas.“

„Tut mir leid. Mir sind die Hände gebunden. In der Patientenverfügung Ihrer Tochter steht eindeutig -“

Tock-Tock-Tock wütet der Stock. Tock-Tock-Tock.

„Da ist noch etwas“, sagt der Kittel und schaut auf den Boden. „Sedieren allein reicht nicht mehr aus. Wir müssen Ihre Tochter fixieren. Sie geistert herum. Uriniert überall hin.“

Die Frau verzieht die Lippen zu einem hinterlistigen Halblächeln.

Tock-Tock-Tock macht der Stock.

„Sie wollen sie im Bett festbinden?“, fragt sie.

„Wollen nicht. Müssen“, sagt der Mann. „Ich weiß, sie war gerne draußen. Im Wald. Aber wir haben nicht das Personal, sie immer wieder einzufangen.“

„Sie ist als Kind schon gerne abgehauen. Einmal war sie eine ganze Nacht weg, das kleine Biest. Nur, um uns in Angst und Schrecken zu versetzen. Meinetwegen. Tun Sie, was Sie tun müssen“, sagt sie und geht.

Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr.

Der Wald ruft und die Krähe bringt mich zu ihm. Ich habe aus dem vergifteten Bächlein getrunken und bin ein Reh. Leichte Beute für den Wolf, der mich vom Wege abbringt. Blumen soll ich pflücken. Für Oma. Sie mag am liebsten die wilden, die auf der Wiese wachsen. Auf-Wiedersehen, Oma. Ich komme dich auf dem Friedhof besuchen. Versprochen.
„Spricht sie nicht mehr?“
Wieder sitzt eine alte Frau an meinem Bett. Ihre Brillengläser reflektieren das Licht. Ich kann ihre Augen nicht sehen.
„Manchmal redet sie vor sich hin. Von Wölfen, Hexen, Häuschen und einer Krähe.“
„Was soll das bedeuten?“
Der Kittel zuckt die Schultern.
„Vor einiger Zeit hat sie etwas von einem zerbrochenen Krug erzählt. Und einem Mosaik, das sie aus den Scherben basteln wollte, um es wiedergutzumachen. Sagt Ihnen das etwas?“
Die Frau schüttelt den Kopf.
„Nein.“
„Sind Sie sicher? Es scheint große Bedeutung für Ihre Tochter gehabt zu haben?“
Das Nein der Frau ist unerbittlich. Uneinsichtig. Kalt.
Der Mann schweigt. Wartet.
„Wenn Sie Ihrer Tochter noch etwas sagen möchten – tun Sie es jetzt. Sie wird bald nicht mehr zurückfinden“, sagt der Mann.
„Was wollen Sie damit andeuten?“
Der Mann seufzt.
„Nichts.“
Tock-Tock-Tock. Worte in Watte. Nur Töne noch. Bedeutungslos.
Tock-Tock-Tock. Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr.

Die Krähe klopft mit dem Schnabel ans Fenster. Ich setze mich auf ihren Rücken. Ich fliege. Mein Haus gibt es nicht mehr. Nun kann ich nicht mehr zurück.